

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 152.

Samstag, 3. Juli.

1915.

Um die Beute.

(29. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

Freilich, noch war er nicht in Sicherheit. Aber seine Besorgnisse in dieser Hinsicht waren nicht so groß. Wohl zweifelte er nicht, daß der Verdacht, den Einbruch verübt und die Base beschädigt zu haben, sich so gleich auf ihn lenken würde, denn nur er konnte nach des Doktors Meinung ein Interesse daran gehabt haben, das kostbare Gefäß zu verstören, dessen Verkauf der Besitzer ihm so hartnäckig verweigert hatte, aber man würde in seinem Beginnen nur die verrückte Nachsuche eines in seinen Hoffnungen betrogenen Sammlers sehen, und es war nicht einmal sehr wahrscheinlich, daß Doktor Rutward überhaupt Anzeige erstatten würde. Im schlimmsten Falle konnte man den vermeintlichen Herbert Vynder doch nur wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung verfolgen, und er hatte noch nie gehört, daß wegen solchen Vergehens ein Steckbrief hinter einem Flüchtigen erlassen worden wäre. Schon am nächsten Abend aber konnte er die Grenze passiert haben, und dann war er unter allen Umständen geborgen.

Er löschte seine Blendlaterne und steckte sie gleich dem Einbrechergerät in die Tasche, denn für den Rückweg bedurfte er des Lichtes nicht mehr. Behutsam tastete er sich durch das Vorzimmer zum Fenster, und nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß sich draußen nichts Bedrohliches regte, schwang er sich auf die Brüstung.

Der Sprung, den er wagen mußte, war kaum mehr als zwei Meter tief, ein Kinderspiel für einen halbwegs gewandten Menschen. Und das Erdreich des Gartens war überdies so weich, daß er selbst bei einem Sturz kaum eine ernstliche Beschädigung zu fürchten hatte. Er zögerte denn auch nicht und sprang. Aber er mußte wohl ausnehmend ungeschickt auf die Füße gekommen sein, denn die Erschütterung, die er bis ins Gehirn hinein verspürte, war viel heftiger, als er es erwartet hatte. Für einen Augenblick verlagte ihm der Atem, und er fühlte einen furchtbaren, steigenden Schmerz in der Brust. Trotzdem tat er ein paar rasche Schritte auf das Gartengitter zu. Aber noch ehe er es erreicht hatte, stieg es ihm aus der Brust heraus, und er stieß in die Knie, und ein unwillkürlicher Hustenreiz in Verbindung mit einem bedrückenden Schwindelanfall nötigte ihn, stehen zu bleiben. Nur eine Sekunde, dann wurde der frampf-hafte Husten zu einem gurgelnden Nöcheln, er spürte eine widerliche süße Masse im Munde, und dann brach es unaufhaltsam wie ein dunkler, schaumiger Strom über seine Lippen.

„Blut!“ dachte er mit grenzenlosem Entsetzen, „Blut!“

Und es war, als schrie eine fürchterliche Stimme ihm ins Ohr: „Was hilfst dir nun deine Beute? — Jetzt bist du am Ende!“

Und doch war der Trieb zum Leben niemals stärker in ihm gewesen als in diesem schrecklichen Augenblick.

Seine Knie schlotterten, und seine Arme waren wie gelähmt, aber er schleppte sich trotzdem, als er den Unfall vorüber glaubte, bis an den Gartenzaun.

Da erst brach er bewußtlos zusammen.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war schon neun Uhr vorüber, als Hanna auf dem Liebenfelder Bahnhof den Wagen verließ. Hartmann, der harrend auf dem Bahnsteig gestanden hatte, trat grüßend auf sie zu.

„Ich habe Sie schon mit einem früheren Zuge erwartet, aber ich bin froh, daß Sie überhaupt gekommen sind. Es gibt hier nur ein einziges Hotel. Darf ich Sie dahin geleiten, und wollen Sie mir gestatten, Ihre Handtasche zu tragen?“

„Nein — lassen Sie mir; sie belästigt mich nicht. Aber ich bin sehr ungeduldig, Ihre Neuigkeiten zu hören. Bitte, spannen Sie mich nicht auf die Folter.“

Schon auf dem Wege mußte er auf ihr Drängen mit seiner Erzählung beginnen.

„Die Sache ließ sich sehr viel einfacher an, als ich es hatte vermuten können. Es gibt kein Militär in diesem Nest, wohl aber ein paar pensionierte Offiziere, und unter diesen konnte nur ein einziger Name für mich in Betracht kommen, der Name des Oberstleutnants von der Heyde, der in der Platanenstrasse eine Villa bewohnt. Ich schlug den altbewährten Weg ein, mich an das Dienstmädchen dieses schon ziemlich bejahrten Herrn zu machen, und ich hatte das Glück, auf eine Küchenfee von ebenso leicht entzündlichem als mitteilbarem Herzen zu stoßen. In weniger als einer Stunde mußte ich alles, was sie überhaupt erzählen konnte. Aber ich bitte Sie, Fräulein Hanna, es nicht mich entgelten zu lassen, wenn es eine beispiellose Unschönheit ist, die ich Ihnen da enthüllen muß.“

„Ich sagte Ihnen doch, daß Sie mich nicht durch lange Einleitungen martern dürfen. Was hat Grevenberg mit diesem Oberstleutnant zu schaffen?“

„Er ist als angeblicher Privatier Herbert Vynder seit mehr als zwei Jahren der Verlobte seiner Tochter, und er ist richtig vor drei Tagen hier gewesen, um seine Braut zu besuchen.“

Hanna war stehen geblieben, als ob ihre Glieder ihr plötzlich den Dienst versagten. „Der Schurkel!“ fließ sie in zischenden Lauten hervor. „Und jetzt? Wo ist er jetzt?“

„Darauf habe ich leider keine Antwort. Er ist schon am nächsten Tage wieder abgereist, und es scheint, daß auch die Bewohner der Villa über den Zeitpunkt seines Wiederkommens nicht unterrichtet sind. Wahrscheinlich hat er sich von hier aus aufgemacht, seinen Schatz zu heben, und wird sich erst wieder einfänden, wenn ihm das gelungen ist. Ich halte es deshalb für das Beste, einfach auf seine Rückkehr zu warten.“

„Wir werden sehen, ob es das Beste ist“, sagte Hanna mit einem Ausdruck finsterner Entschlossenheit. „Vor allem werde ich mit diesem Oberstleutnant und mit seiner Tochter reden.“

Davon wollte Hartmann nun zwar durchaus nichts wissen, weil es mit seinen Plänen nicht im Einklang war, aber er hätte leichter einen Stein durch bloßes Reden von der Stelle bewegen können, als es ihm gelungen wäre, den Starrsinn dieses Mädchens zu brechen. Vergabens versuchte er sich zu überzeugen, daß die vorgerückte Abendstunde keine schädliche Besuchszeit sei, und daß man sie in der Villa des Oberstleutnants gar nicht mehr empfangen würde, sie setzte all seinen Argumenten immer nur dasselbe unbeugsame: „Ich will es“, entgegen, und sie ließ sich kaum Zeit, im Gasthose etwas zu genießen. Schweren Herzens mußte sich Hartmann entschließen, sie bis zur der Villa hinauf zu begleiten, die sie sich ohne Zweifel von irgendeinem anderen hätte zeigen lassen, wenn er sich geweigert haben würde. Seine Hoffnung, daß man sie einfach abweisen würde, erfüllte sich nicht. Nachdem er zehn Minuten lang draußen am Gartengitter vergebens auf sie gewartet hatte, schlug er, wie sie ausdrücklich gewünscht hatte, den Rückweg nach dem Gasthose ein. —

Der Oberstleutnant hatte allerdings Schwierigkeiten gemacht, die unbekannte Besucherin zu einer so späten Stunde zu empfangen, aber die Ritterlichkeit des alten Soldaten hatte ihn doch schließlich bewogen, sie vorzulassen. Nach den ersten Worten allerdings, die sie an ihn richtete, war er nahe daran gewesen, es zu bereuen, denn er mußte ja glauben, eine Geistesranke vor sich zu haben.

„Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie im Begriff waren, Ihre Tochter einem bestraften Diebe zu geben“, hatte sie ihm zitternd vor Aufregung zugerufen. Schon streckte er die Hand aus, um auf den Knopf des Telegraphen zu drücken, Hanna aber, die seine Absicht erkannt hatte, fiel ihm in den Arm.

„Warten Sie noch einen Augenblick, mein Herr, ehe Sie mich hinausweisen lassen. Ich bin bereit, zu beweisen, was ich sagte.“

Es mußte ihr in der Tat rasch gelangen sein, es zu beweisen, denn der Oberstleutnant klingelte nicht, sondern öffnete, nachdem seine Unterredung mit der Fremden fast eine Stunde gedauert hatte, die Tür des Zimmers, in welchem er seine Tochter wußte, und er suchte sie, hereinzukommen.

Seine Stimme hatte dabei einen so ganz veränderten, seltsamen Klang, daß Martha ihn voll Bestürzung fragte, was denn geschehen sei.

„Du wirst es sogleich hören“, sagte er, sich schwer in den Sessel fallen lassend. „Daß dir's von der Dame hier erzählen. Denn ich — ich bringe es nicht über die Lippen.“

Wenn Hannas Herz voll grausamen Hasses gegen die Zerstörerin ihrer Hoffnungen war, so mußte sie jetzt eine dämonische Genugtuung in der Möglichkeit finden, ihr die ganze Schmach der schändlichen Intrige zu offenbaren, deren Opfer sie hatte werden sollen. Sie schonte das Mädchen nicht, obwohl sie annahm, daß ihre Worte sie vernichten mußten. Nun, sie war ja auch gekommen mit dem festen Entschluß, sich an dem Anblick ihres Unglücks zu weiden.

Ihre Erwartungen gingen jedoch nicht ganz in Erfüllung, denn Martha brach nicht in verzweifelte Klagen über ihr Schicksal aus, sondern sie sank neben ihrem Vater auf die Knie und umschlang mit beiden Armen zärtlich die Schultern des alten Mannes.

„O, Vater — mein lieber, lieber Vater — nimm es dir nicht so sehr zu Herzen! Wir haben doch von alledem nichts gewußt. Niemand wird einen Vorwurf gegen dich erheben, weil ein Unseliger uns getäuscht hat.“

Hanna sah, daß sich die Aufregung der beiden in zärtlichen Tröstungsversuchen Luft machen würde, und sie war nicht in der Laune, die Zeugin einer rührenden Familienszene zu sein. Deshalb wandte sie sich mit zureinem Grusse zum Gehen.

Martha sprang auf, um sie zu begleiten. „Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Ihre Absicht eine freundliche war“, sagte sie mit zitternder Stimme, „aber wir sind Ihnen für Ihre Mitteilungen jedenfalls zu Dank verpflichtet. Werden wir Sie morgen noch einmal sehen?“ „Weßhalb das?“ gab Hanna kalt zurück. „Was ich Ihnen zu sagen wollte, haben Sie gehört, und da ich Ihnen glaube, daß Sie auferstande sind, mir den gegenwärtigen Aufenthalt Ihres — Ihres Verlobten anzugeben, so können wir wohl gegenseitig nichts mehr voneinander erfahren, was eines Wiedersehens wert wäre. — Bitte, bemühen Sie sich nicht! Ich finde wohl irgendeinen Diensthofen, der mich hinausläßt.“

Martha wagte es nicht, sie nach dieser bestimmten Zurückweisung noch weiter zu begleiten. Nie hatte ein menschliches Wesen ihr so viele Furcht eingeflößt als dies blasse junge Weib, dessen marmortarres, hartes Gesicht ihr fürchterlicher schien als das Schreckensantlitz einer Meduse.

Sie kehrte zu ihrem Vater zurück und fand ihn mit dunkelgerötetem Antlitz mühsam nach Atem ringend. Die Aufregung hatte, wie es fast nach allen starken Gemütsbewegungen geschah, einen Anfall seines asthmatischen Leidens ausgelöst, und Martha lief angstvoll zur Hausapotheke, um die Tropfen zu holen, die ihm bei leichteren Anfällen Linderung verschafften.

Es schien, daß sie auch heute Wirkung hatten, denn nach einer kleinen Weile wurde es besser, und die schrecklichen Vorkommnisse ließen nach. Aber sobald er wieder zu Atem gekommen war und zusammenhängend sprechen konnte, erging sich der Oberstleutnant in erneuten Ausbrüchen des Bornees und der Verzweiflung über die schmachvolle Rolle, die ihm seiner Aufassung nach in dieser Scandalgeschichte zugefallen war. Er sah sich im Geiste schon öffentlich an den Pranger gestellt und für alle Zukunft rettungslos kompromittiert. Immer und immer wieder nannte er sich voll grausamen, selbstquälerischen Hohnes den Spießgesellen eines Verbrechers, einen Diebeshehler, dem die Jungen auf der Straße nachrufen würden, daß er seinen Anteil an der Beute bekommen habe.

Der vermeintliche Verlust seiner in einem langen, rechtschaffenen Leben als köstlichstes Besitztum gehüteten Ehre hatte ihn so ins innerste Herz getroffen, daß er auferstande war, in dieser Stunde irgendwelche Rücksichten auf die Empfindungen seines unglücklichen Kindes zu nehmen. Martha wußte ihm ebensowenig etwas Tröstliches zu sagen, als sie sich gegen seine gerechten und ungerechten Anklagen zu verteidigen vermochte. Deise weinend kniete sie neben ihm und streichelte nur immer wieder seine Hände.

Schluß folgt.

22 = Lesefrucht. = 22

Der Mensch täuscht sich im Leben über nichts so sehr als über sich selbst. Karl Oeder.

Flug der Flugzeugführer Sielaff und Beobachter Barth am 21. Novbr. 1914.

II.

Wie während des Gleitfluges verabredet, sticht der Führer sofort nach der Landung mit dem Seitengewehr in den Fallbenzinank, Nachschad, Pelz und Karabiner sind schon hinausgeworfen und ein Streichholz vorm Abspringen setzt das Flugzeug und uns in lichte Flammen. Wir beide von dem sprühenden Fallbenzin beneht, brennen wie Fackeln und wägen uns auf der Erde. Ich laufe zurück zum Apparat und hole Nachschad und Karabiner; der schöne Pelz brennt schon lichterloh. Ein letzter Blick auf das Flugzeug, von dem bereits beide Flügel bis zur Hälfte in hohen Flammen brennen, und dann geht's los nach dem Wald zu.

Der Flugzeugführer nimmt den Karabiner, ich meinen Revolver, und an einigen Bäumen vorbei, springen wir über

die Straße weg in den Wald. Ein Mist hat uns gezeigt, daß wir nicht unbemerkt geblieben sind, denn am Ende der langen, geraden Straße lag ein Reitertrupp auf uns zu. Eine halbe Stunde laufen wir der Mitte des Waldes zu, bis wir ein Loch finden. Zum Schutz stecken wir Büsche ringsum und lauschen. Allmählich verschwindet das Geräusch unserer Befolger, das Hundegebell vergeht, und damit kehrt unsere gute Laune zurück.

Es war 2 Uhr mittags geworden. Aus dem mitgeführten Rucksack, den freundliche Hände im Quartier gefüllt hatten, wird gegessen und getrunken; muß doch für manche Anstrengungen vorgesorgt werden. Die Karte wird eingehend studiert und mit ziemlicher Genauigkeit unsere Lage festgestellt. Bis zu den ersten deutschen Stellungen sind 28 Kilometer Distanz. Es wird beschossen, mit einbrechender Dunkelheit auszubringen.

Als sich gegen 4 Uhr die Farben des Waldes mit den Schatten vermengten, verließen wir unser Versteck. Sorgfältig wurde reine Westrichtung nach dem Kompaß markiert. Am Ende des Waldes prallten wir auf einen russischen Unterstand, der so kunstgerecht ins Dickicht eingebaut war, daß wir ihn erst auf einen Meter Entfernung sehen konnten, er war leer. Nun wanderten wir, vom Donnern der Kanonen begleitet, als Wahrzeichen des Krieges im Narben die Rinde der brennenden Dörfer, über gefrorene Sümpfe, um schweigende Dörfer herum, durch endlose Wälder. So veran sich um Stunde um Stunde.

Vor uns tauchten Richter auf; links und rechts neben der hochgebauten Straße sind Sümpfe. Ein russisches Straßenschild zeigt die Stadt Sjezerow an, die wir vormittags überflogen hatten, bei dieser Gelegenheit die Schützengraben eingesehen. Diese Kenntnis kommt uns sehr zugute. Unser Plan geht dahin, die Stadt zu umgehen, doch hindern uns die tiefen, nur halb gefrorenen Sümpfe daran.

Mit einemmal taucht aus dem Dunkel vor uns ein Schlagbaum auf, flankiert von zwei Kosakenposten. Nun ruhig Blut. Wir hatten schon vorher die Mühen durch Baschkirs erseht, Achselklappen waren abgetrennt, und wer sollte in dem Dunkel der Nacht in uns, vor rückwärts kommend, den Feind vermuten? Geprügelt sollte nicht werden, geschossen nur als letzter Befehl, dafür saßen die Messer fest in der Hand, bereit, für alle Fälle. Durch Umkehren hätten wir wohl die Aufmerksamkeit der Kosaken auf uns gelenkt. Ruhig zugehend, waren wir an dem Schlagbaum angekommen, stiegen über denselben weg, auch über den zweiten, etwa 5 Meter weiter entfernten Schlagbaum, in dem wir die Kosaken durch Handanlegen begrüßten. Wir waren erstaunt, nicht angehalten zu werden, und fanden dadurch die Annahme bestätigt, daß uns die verschlafenen Russen für Irren gehalten hielten.

Weitergehend kamen wir auf den Marktplatz, wo wenige Wagen aufgefahren waren. Es war gegen 10 Uhr nachts, alles schlief bereits. Wir hielten uns dicht an die Häuser. Da wir vermuteten, daß der Westausgang der Stadt stärker besetzt sein würde, versuchten wir nach Süden abzubiegen, da für uns die Hauptsache war, über den Fluß, die Widawka, zu kommen. Durch eine Seitenstraße gehend, sahen wir eine Brücke vor uns, auf der rechten Seite einen Posten. Wir hielten uns links und gingen ruhig vorbei, ohne angehalten zu werden. Raum waren wir aber in der Dunkelheit, hielten wir ein schnelleres Tempo doch für angebracht, um aus dem Bereich der Schützengraben zu kommen. Nach einer Viertelstunde rein südlicher Marschrichtung über Feld waren wir aus der Gefahr heraus.

Nach Minsc wollten wir, wo wir am Morgen die letzte deutsche Abteilung gesehen hatten. Die nachfolgenden Stunden bedeuteten wieder angestrengte Märsche über Sümpfe und Wiesen und Äder, durch dunkle Wälder, langgezogene Ortschaften, dort von sämtlichen Hunden angebellt und verfolgt. Flüsse und Bäche wurden auf angerollten Baumstämmen überquert, immer die Richtung nach dem Kompaß haltend und zeitweilig die Karten befragend.

Nach 2 Uhr drangen wir in ein einzeln stehendes Gehöft, um in schwieriger Konversation die genaue Lage festzustellen. Wir fanden zu unserer Freude, daß wir nur mehr eine halbe Stunde von Minsc entfernt waren. Wir liehen uns von dem Polen gegen Entgelt führen und trafen nachts gegen 3 Uhr bei unseren Vorposten ein, wo es die Kreuzburger Landsturmmänner zur nicht glauben wollten, daß wir die Insassen der Taube waren, die noch nicht einen Tag zurück so stolz über ihre Köpfe hinweggezogen war.

Am nächsten Morgen erfuhren wir von dem Führer des Landsturmbataillons, daß dieses am Abend vorher bis gegen 7 Uhr Sjezerow besetzt gehalten hatte, aber wegen gemeldeten Anmarsches von überlegenen feindlichen Truppen nach Minsc zurückgenommen worden war. Wir hörten auch zu unserer Freude, daß unser Flug dem Bataillon von großem Vorteil gewesen war, da die Russen, indem sie uns beim Überfliegen beschossen hatten, ihre Stellungen dadurch verrätten. Auch die Artilleriestellung bei Dubiet war auf diese Weise den Unseren bekannt geworden. Die Landsturmmänner nahmen uns in Erkenntnis dessen sehr herzlich auf, doch schloß am frühen Morgen trennten sich die Wege. Das Bataillon rückte wieder vor und uns brachte eine achttündige Fahrt in Reiterwagen nach Bielun, von wo aus wir unsere Meldung telefonisch dem Divisionsstab abgeben konnten.

Nach einem Tag kamen wir zu unserer Abteilung zurück, freudig begrüßt, da wir bereits als vermisst aufgegeben waren.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Lügen des Reuterschen Telegraphenbureaus schilbert Erich v. Salzmänn nach eigenen Erfahrungen in Belgien in Majings Monatsheften. Der bekannte Weltreisende war beim Ausbruch des Weltkrieges in Südchina und suchte nun so schnell als möglich nach Deutschland zu kommen, um in das Heer eintreten zu können. Er schreibt: Am 3. August, morgens, besaß ich auch in Valparaiso, dem größten Hafen des Landes. Dort war die Aufregung nicht gering. Unsere tapfere „Goeben“ und „Breslau“ waren — sage und schreibe — von den Franzosen gelapert und unter dem Jubel der Bevölkerung nach Toulon geschleppt. Der kleine „Panther“, seligen Agadir-Abenteurers, war bei den Azoren vernichtet worden. Der Kaiser Franz Joseph war ermordet, ebenso der König von Italien. Das Bild des greisen Kaisers von Österreich stand tatsächlich umflort in so manchem Schaufenster, und die Depeschen, die bei allen Zeitungsredaktionen und noch in vielen anderen Schaufenstern ausgingen, wiederholten sich mit solcher Bestimmtheit, daß man beinahe die Wahrheit derselben glauben konnte. In den Straßen staute sich die Menge vor den aushängenden Telegrammen, die die unglaublichsten Gerüchte brachten. Noch war der Krieg mit England nicht ausgebrochen, aber die in Gruppen stehenden Engländer auf der Straße versuchten, wenn ein Deutscher zufällig dazukam, und man sah oft recht feindselige Blicke. Trotzdem stand bereits in den Telegrammen, die sogar öffentlich halbamtlich in der „Moneda“ angeschlagen waren, von großen Schlachten zwischen den beiden kriegführenden Nationen. Am 6. August lagen wir vor Antofagasta, jenem überberücklichten Anfahrplatz des Salpeters, der den Reichtum der nördlichen Gebiete der Republik Chile ausmacht. Die hier wirklich fast wahnsinnig gewordenen Zeitungen verbreiteten die unglaublichsten Geschichten über den Kriegszustand. Da hatte der Kronprinz den Kaiser zu ermorden versucht, nur um die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Da war der Kaiser nach Norwegen geflohen. Alles Volk in Deutschland hungerte, und ganze deutsche Divisionen rechneten es sich mit ihren Offizieren zur höchsten Ehre an, vor den „edlen“ Franzosen die Waffen zu strecken. Die Engländer waren in Belgien so unglaublich tapfer gewesen, daß sie die Deutschen in Karrezofan, wie zuzeiten Wellingtons, erwartet und selbstverständlich alle Deutschen kurz und klein geschossen hatten. — Ein kleiner Hafenort der Westküste Südamerikas folgte nun monoton dem anderen. Es war immer dasselbe Bild. Engländer und Franzosen verbrüderten sich unter Champagner- und Whiskygelagen und feierten bereits riesige Siege, die wahrscheinlich nie stattgefunden hatten. Man griff nach den übrigens infolge Papiermangels sehr dünn gewordenen Zeitungen, nur um gierig noch den neuesten Depeschen vom Kriegsschauplatz zu sehen, und trotz aller englischen und französischen Siegesmeldungen war es unverkennbar: die Deutschen rückten vor, halb Belgien war schon unser, und das Herz schwellt uns da draußen vor Stolz. Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten ist es übrigens Herrn v. Salzmänn gelungen, sich nach Deutschland durchzuschlagen. Diese Schilderungen „Im Weltkrieg von Südchina zur Front“ lesen sich wie ein besonders spannendes Kapitel in einem Abenteuerroman.

Italienreise im Dunkeln. Die Italiener wollen vor ihren Bundesgenossen nichts voraus haben. Wie diese ihre Hauptstädte und alle Orte nahe der Front aus guten Gründen nachts in völliger Finsternis liegen lassen, so machen es die Italiener auch da nach, wo sie vorläufig noch recht weit vom Schuß sind. Daß in Rom das Spiel mit der Verdunkelung schon sehr lebhaft betrieben wird und künstlerisch bestimmten Bewohnern der ewigen Stadt eine neue Augenweide bereitet, wurde bereits berichtet. Aber auch die anderen Städte folgen mit Eifer dem großen Beispiel. So lassen sich z. B. die Vologneser nicht davon überzeugen, daß feindliche Flieger eigentlich wichtigere und nähere Ziele haben würden als ihre schöne Stadt am Fuße der Apenninen, und sie verdunkeln alles mit einer Gründlichkeit, als ob die Österreicher schon dicht vor ihren Toren stünden. Daß eine Italienreise unter solchen Umständen ihre Schattenseiten haben kann, zeigt die folgende Schilderung eines Engländer, der seine ersten Eindrücke von dem stolzen Vologna, augenscheinlich nicht ganz befriedigt, folgendermaßen wiedergibt: „Vologna liegt in Finsternis. Das ist die erste Stufe der Mobilmachung. Wir erhalten hier also den ersten Eindruck vom italienischen Kriege. Der Zug fährt um Mitternacht in den Bahnhof ein. Wir tappen vergebens in der Suche nach einem Wagen oder einem Auto herum. Da ist glücklicherweise doch einer. Es ist ein Hotel-Omnibus. Der Kutscher dreht für einen Augenblick ein geheimnisvolles Licht an. Wir sehen genug zum Einsteigen, und sofort ist die elektrische Lampe wieder gelöscht, und die Dunkelheit scheint uns undurchbringlicher als vorher. Weiß unsere Augen noch von der plötzlichen Helligkeit geblendet sind. Sechs von uns sind in dem Wagen. Wir sitzen drei auf jeder Seite, und einer ahnt nur die Gegenwart des anderen; das ist alles. Der Wagen rumpelt über das alte holprige Pflaster, das so aussieht, als wenn es aus den Tagen Cäsars stammte. Rechts und links erblicken wir jetzt unendlich die Reihenfolge von kantigen und runden Säulen der endlosen Arkaden. Diese Arkaden könnten in der Zeit des Augustus entstanden sein. Das Fehlen jedes Lichts in den Straßen läßt uns glauben, daß in den Tagen der Römer die Dinge so gewesen sein müssen. Nur unser Auto, in dem wir geschüttelt werden, war den Alten, die anscheinend diese Stadt erbaut haben, unbekannt. Wo ist das Ende dieser Arkaden mit ihren dunklen Steinmassen? Wir sehen Licht auf den großen Steinfließen spiegeln. Es kommt aus den Cafés, die, sozusagen noch offen sind. Das heißt: die eisernen Fensterläden sind bis zur Erde heruntergelassen, und man wundert sich, wie wohl die Besucher hineingelangten. Später entdecken wir, daß sie durch Türen eintreten, die in gänzlicher Finsternis liegen. Vorläufig aber ist alles ein Geheimnis. Wir kommen an dem riesigen schiefen Turm vorbei, der sich fast über die alten treiben Bauten vor ihm neigt.“ Und nicht anders wie Vologna bietet sich Venedig dem erstaunten Italiener dar. „Wieder ist es Mitternacht. Wieder fährt unser Zug in einen Bahnhof ein. Diesmal in Venedig, und Venedig hat ebenso wie Vologna die Dunkelheit zu Hilfe genommen. Sie hüllt seine Kanäle und San Marco ein und die Gondeln gleiten stiller denn je. Die Menschen sprechen nur flüsternd, als wenn sie fürchteten, die Gegenwart ihrer Kunstschätze den Nachteulen des Krieges zu verraten, die von jenseits der Adria kommen können. Venedig ist schon dreimal von diesen dunklen Nachtvögeln besucht worden.“ Die Venezianer, die die Finsternis als wichtigsten Schutz für ihre Kunststadt zu Hilfe genommen haben, sind darüber hinaus aber doch auch so vorsichtig gewesen, die bedeutendsten Kunstschätze fortzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Gemälde und Bildwerke aus Marmor und Bronze wurden sorgfältig verpackt und aus Venedig weggeschickt, um an Orten aufbewahrt zu werden, die voraussichtlich nicht in den Bereich der feindlichen Bomben gelangen werden. In den ersten Kriegswochen hat so das äußere Bild der Lagunenstadt eine tiefgreifende Wandlung erfahren; aber an Italienern, denen dies schmerzlich zum Bewußtsein kommen könnte, dürfte es im Augenblick ja völlig fehlen.

Ein Minenwerfer vor vier Jahrhunderten. Es war im Mai des Jahres 1500, als die Westfriesen, die damals unter sächsischer Oberhoheit standen, sich gegen ihren Regenten, den Herzog Heinrich von Sachsen, auflehnten, weil dieser die ihm durch vertragsmäßige Vereinbarungen zustehenden Schatzungen rücksichtslos erweiterte und das Land nach Kräften auszusaugen versuchte. Herzog Heinrich war daher gezwungen,

gegen die Friesen zu Felde zu ziehen, und es gelang ihm auch, sie in schweren Kämpfen im Juli 1500 vollständig zu besiegen. Bedinglich das befestigte Groningen leistete den Sachsen nach wie vor hartnäckigen Widerstand. Der Herzog zog deshalb seine gesamte Heeresmacht vor der Feste zusammen, um sie zu belagern. Wie die Chroniken melden, wurde die Stadt tagelang in heftigster Weise beschossen, und bei dieser Gelegenheit wird auch einer Vorrichtung Erwähnung getan, die von den Belagerten eifrig benutzt wurde und mit deren Hilfe es möglich war, mit lautem Knall platzende und Brände verursachende Bomben eine gewisse Strecke weit zu schleudern. Eine zeitgenössische Chronik beschreibt dieses Kriegsgerät als „niewwe forte buffen“ (neue kurze Büchsen), „de man tuemlear noempt“ und die imstande waren, „burr in de Stadt to werpen, um die borgeren darin to verschriffen.“ Es handelt sich hier also offenbar um einen Vorläufer der heute im Schützengrabenkampf verwendeten und gefürchteten Minenwerfer, deren Gefährlichkeit unsere Heeresleitung bekanntlich zu der Maßnahme veranlaßte, für jedes erbeutete Stück dieser mörderischen Waffen eine Prämie von 750 Mark auszusetzen. Die „forten buffen“ von Annobazumal waren ohne Zweifel erheblich harmloser. Jedenfalls haben sie die Festung Groningen nicht zu Fall zu bringen vermocht.

Die Getreidespekulation in der antiken Welt. Wenn heute die Versorgung der Millionenreiche mit genügendem Brotgetreide eines der wichtigsten Probleme des Krieges ist, so mag ein Rückblick interessieren, wie man sich damit in der antiken Welt in Krieg und Frieden abwand. Es entwickelt sich ein wenig erfreuliches Bild, das erst von den meist übersehenen Nachseiten jener gefeierten Kultur spricht. Bei den großen Schwierigkeiten und Unkosten des Transportes war ein privater und internationaler Getreidehandel, ähnlich dem modernen, nur selten lohnend, nämlich in Zeiten der Hungersnot. Er wurde geradezu, wie G. Ferrero in einer kritischen Studie über den Getreidehandel der alten Welt formuliert, „eine Spekulation auf lokale und partielle Hungersnöte; er war nicht, wie heute, ein beständiges Mittel zur Versorgung aller Länder mit dem nötigen Bedarf und möglicher Ausgleichung der Preise“. Demosthenes erzählt in einer Rede von einem sehr merkwürdigen Truist, mittels dessen mehrere Kaufleute auf jede Hungersnot in den Mittelmeerländern spekulierten, indem sie das Getreide aus den Ländern mit geringen Preisen in die mit Hungerpreisen brachten und sich die große Preisdifferenz zunutze machten, und auch Xenophon bestätigt ausdrücklich, daß die Getreidehändler auf die Hungersnöte spekulierten, die im Altertum eben mangels ausgleichender Getreidehandels an der Tagesordnung waren. Manche Stellen trafen deshalb eigenartige Zwangsmaßnahmen. So waren alle athenischen und mit athenischem Gelde gemieteten Schiffe, die in die getreidereichen Länder des Schwarzen Meeres segelten, bei schwerer Strafe gehalten, die Rückfracht zum Teil in Getreide zu führen; aus Demosthenes' Rede gegen Rhormio geht sogar hervor, daß der Kapitän eines Schiffes, das zwischen Athen und den griechischen Kolonien in der Ägäis Handel trieb und das Getreide, das er am Bord hatte, in einem anderen Hafen als Athen verkaufte, mit dem Tode bestraft werden konnte. Diese Getreidenot überall hatte eine bedeutende andere Folge. „Im Altertum war es schwer, eine Stadt von 100 000 Bewohnern mit Brotstoffen zu versehen. Daraus erklärt sich, warum die Städte im Altertum fast sämtlich sehr klein waren; daraus ergibt sich auch, daß wir nicht so leicht den hohen Zahlen glauben dürfen, bis zu denen man manchmal die Einwohnerzahl einiger von diesen Städten anschwellen läßt.“ Daraus erklärte sich ferner, wie in einem durch Handel und Industrie reich gewordenen Lande, wie Attika, oder einem anderen, das sich durch Bucher, Kapitalimport und seine zahlreichen Eroberungen bereichert hat, wie Makedonien, und wo die Bevölkerung leicht vom Lande zur Hauptstadt abwanderte, die Schwierigkeit der Getreideversorgung eine sehr wichtige Frage der Politik wurde. Bekannt durch alle Jahrhunderte ist ja der Schrei der römischen Gasse nach „panem et circenses“, nach Brot und Zirkusspielen, und in der Kaiserzeit hing der Besitz des Thrones mehr als einmal von dem Besitz Ägyptens, der Kornkammer des römischen Imperiums, ab. So spielt die Getreideversorgung in der antiken Welt, zur Getreidespekulation entartet, in vieler Hinsicht geradezu die ausschlaggebende politische Rolle.